

## **Epistemologische Implikationen luzider Träume**

Peter Bernhard

### **Zusammenfassung**

„Luzide Träume“ oder auch „Klarträume“ bezeichnen Träume, in denen der Träumende weiß, dass er träumt. Noch bis in die jüngste Vergangenheit galt ein solcher mentaler Zustand bei einem Gros der Philosophen als unmöglich. Dabei folgten viele der Analyse des Wittgenstein-Schülers Norman Malcolm, der das sog. Traumargument aus Gründen verwarf, die auch die Existenz von Klarträumen ausschließen. Mittlerweile ist durch eine Reihe empirischer Befunde Malcolms Position kaum mehr haltbar. Jedoch erweist sich sein Ansatz als nicht gänzlich obsolet, sondern für Traumforschung und Epistemologie weiterhin instruktiv. Zudem eröffnet ein Blick in die Philosophiegeschichte – zu dem Psychologen Nietzsche – Positionen, die das Phänomen des Klartraums in größeren Zusammenhängen erfassen und ihm dadurch neue Facetten abgewinnen.

### **Schlüsselwörter**

Luzide Träume, Klartraum, Epistemologie, Skeptizismus, Nietzsche, Kunst

### **Abstract**

#### **Epistemological implications of lucid dreams**

“Lucid dreams” are dreams during which the dreamer knows that he is dreaming. Still in the most recent past a majority of philosophers believed such a mental state to be impossible. Many of them were following the analysis of the Wittgenstein disciple Norman Malcolm, who rejected the so called “dream argument” for the same reasons as also ruling out the existence of lucid dreams. Meanwhile, as a result of a number of empirical findings, Malcolm’s position can hardly be supported anymore. However, his approach has not become completely obsolete but is still instructive for dream research and epistemology. At the same time, a view at the history of philosophy – on Nietzsche as a psychologist – opens up positions grasping the phenomenon of the lucid dream by wider contexts and thus making new aspects obvious.

### **Keywords**

Lucid dreams, epistemology, scepticism, Nietzsche, art

## **1 Traum und Skeptizismus**

Die Möglichkeit von Klarträumen (auch „luzide Träume“), d. h. von Träumen, in denen der Träumende sich seines Zustandes bewusst ist, wurde von der Mehrheit der Erkenntnistheoretiker lange Zeit verworfen. Dabei erfolgte die Auseinandersetzung zunächst vermittelt durch die Diskussion des sog. Traumargumentes. Das Phänomen des Traums wird hier im Rahmen der allgemeinen Frage nach der Unterscheidungsmöglichkeit von Sein und Schein thematisiert, also hinsichtlich dem Problem, wie sich zweifelsfrei unterscheiden lässt zwischen dem, was wirklich ist und dem, was bloß zu sein scheint. In diesem Kontext gelten Träume als Musterbeispiel für die Täuschungsanfälligkeit des Menschen und damit als starkes Indiz für einen Zustand grundsätz-

licher epistemischer Unsicherheit. Das Traumargument, welches die Unentscheidbarkeit der Frage: „Bin ich gerade wach oder träume ich?“ behauptet, genießt deshalb seit jeher eine herausragende Stellung in nahezu allen Spielarten des Skeptizismus. Es findet sich bereits in den Fragmenten der Vorsokratiker und wird bei Platon eingehend besprochen (z. B. Platon 1958, 158a–e). In der Neuzeit ist es vor allem Descartes, der sich mit dem Traumargument auseinandersetzt (vgl. Descartes 1986). Dabei ist bemerkenswert, dass er, wie viele andere Philosophen, die dieses Argument zu entkräften suchten, Träume aufgrund ihres Täuschungscharakters zwar als Hindernis auf dem Weg zur Wahrheit ansieht (Descartes spricht hier von zeitlich begrenzter Geistesgestörttheit), ihnen aber nicht jegliche Bedeutung abspricht. Von ihm selbst sind drei Träume bekannt, die er in einer Nacht im November 1619 hatte und als „gesendet“ begriff, so dass sie einen wesentlichen Einfluss auf seinen künftigen Lebensweg (der Entscheidung für ein Gelehrten-dasein) hatten. Überliefert sind diese Träume durch Adrien Baillet, Descartes' ersten Biographen. Dieser schildert ausführlich die Träume und berichtet dabei auch von der Luzidität, die dem Philosophen im dritten und letzten Traum widerfuhr, als er bemerkt:

„er dachte im Schlaf weiter darüber nach, ob dies Realität oder Traum sei und kam zu dem Schluss, dass es sich um einen Traum handeln müsse, den man deuten sollte, bevor er aus dem Gedächtnis verschwand“ (Baillet 2006, 33).<sup>1</sup>

In seinen später verfassten *Methoden über die Grundlagen der Philosophie* wendet sich Descartes gegen das Traumargument, indem er für die Frage „Bin ich wach oder träume ich?“ ein Entscheidungskriterium angibt. Dabei stellt er fest, dass die Ereignisse eines Traums nicht widerspruchsfrei in den Gesamtzusammenhang unserer bisherigen Erfahrungen im Wachleben integrierbar seien, so dass sich anhand dessen die Welt des Traums von der des Wachzustandes unterscheiden lasse (vgl. Bernhard 2005, 165 f.). Die Zuverlässigkeit dieses Kohärenzkriteriums wurde allerdings schon zu Descartes' Lebzeiten angezweifelt. So gab Thomas Hobbes zu bedenken, dass einem im Traum die Geschehnisse als durchaus kohärent erscheinen könnten.

Einen erneuten Anlauf gegen das Traumargument, der auch das Phänomen des Klartraums berührt, unternahm in den 1950er Jahren Norman Malcolm. In der Tradition der sprachanalytischen Philosophie zielte seine Lösung darauf ab, das Problem mit Hilfe sprachanalytischer Methoden als ein Scheinproblem zu entlarven. Als Wittgenstein-Schüler konnte er sich hierbei auf seinen Lehrer berufen, der erklärte: Wenn ich in Narkose bin

„und wenn die Narkose mir das Bewußtsein raubt, dann rede und denke ich jetzt nicht wirklich. Ich kann nicht im Ernst annehmen, ich träume jetzt. Wer träumend sagt ‚Ich träume‘, auch wenn er dabei hörbar redete, hat sowenig recht, wie wenn er im Traum sagt ‚Es regnet‘, während es tatsächlich regnet. Auch wenn sein Traum wirklich mit dem Geräusch des Regens zusammenhängt“ (Wittgenstein 1977, 676).

Dementsprechend behauptet Malcolm, dass man sich die Frage „Bin ich wach oder träume ich?“ gar nicht ernsthaft stellen kann.<sup>2</sup> Dabei erklärt er die Konstatierung von Wach- und Traumzustand nicht grundsätzlich für sinnlos. Dies wird deutlich, wenn man die Frage durch die beiden Dimensionen der Zeit und der Perspektive weiter ausdifferenziert. Auf diese Weise ergeben sich vier zu unterscheidende Fälle:

	Vergangenheit	Gegenwart
3. Person <sup>3</sup>	(1) <i>Wachte<sup>4</sup> sie oder träumte sie?</i>	(2) <i>Wacht sie oder träumt sie?</i>
1. Person	(3) <i>Wachte ich oder träumte ich?</i>	(4) <i>Wach' ich oder träum' ich?</i>

Die Fragen (1) bis (3) werden auch von Malcolm als sinnvoll akzeptiert, solange sie nicht in Zusammenhang mit philosophischen Positionen, sondern lediglich mit Alltagssituationen auftreten. Diesbezüglich lässt sich für jede Frage leicht ein Szenarium anführen, in welchem sie (und sei es nur implizit) aufgeworfen bzw. ungestellt beantwortet wird. Ein Beispiel für Frage (1) wäre: *Person A: „Ich habe gehört, dass es heute Nacht geregnet hat.“ Person B: „Es hat nicht geregnet heute Nacht, du hast geträumt.“* Ein Beispiel für Frage (2): *Person A sagt etwas, Person B reagiert aber nicht darauf, weil sie davon ausgeht, dass A träumt.* Ein Beispiel für Frage (3): *Man ist sich selbst unsicher, ob es in der Nacht regnete oder man es nur geträumt hat.*

Die Fragen (1) bis (3) sind auch einer wissenschaftlichen Behandlung zugänglich. Dabei ist bemerkenswert, dass hier wie im Alltag Kommunikation eine wesentliche Rolle bei der Entscheidungsfindung spielt. Denn wenn auch für den Traumzustand ein typisches Datenbild des Polysomnogramms existiert, so bildet die Auskunft des Probanden doch die letztlich entscheidende Instanz für die Fragen (1) und (2), und mit gewissen Einschränkungen gilt das auch für Frage (3) bezüglich der Auskunft Dritter. Dies bedingt den ebenfalls bemerkenswerten Umstand, dass Frage (2) zwar im Präsens gestellt, eine befriedigende Antwort aber nur rückblickend im Präteritum gegeben werden kann, also die Verifikation *post eventum* erfolgt. Insgesamt werden für die Beantwortung der Fragen (1) bis (3) in der Wissenschaft überwiegend die gleichen (wenn auch präzisierten) Mittel wie im Alltag verwandt: Berichte, Beobachtungen (Anderer) und Messungen. Das für Malcolm Entscheidende aber ist, dass alle möglichen Antworten auf die Fragen (1) bis (3) kontingent sind, d. h. sowohl gelten können als auch nicht gelten können. Frage (4) hält Malcolm dagegen für eine Scheinfrage, da sie gar keine in diesem Sinne echte Alternativen zur Wahl stellt. Verantwortlich dafür ist das jeweilige, mit der Beantwortung entstehende Verhältnis zwischen dem, was man (indem man antwortet) tut und dem, was man (mit der Antwort) sagt. In beiden möglichen Fällen trifft man eine Feststellung: entweder „ich bin wach“ oder „ich träume“. Nach Malcolm impliziert aber die Konstatierungsfähigkeit den Wachzustand: Nur wer wach ist, kann etwas feststellen. Die Behauptung „ich bin wach“ ist demzufolge eine informationslose Trivialität, vergleichbar mit „ich existiere“. Andererseits setzt der Zustand des Träumens den Zustand des Schlafens voraus: Nur wer schläft, kann träumen. Aber wer schläft, besitzt nicht die Fähigkeit, etwas festzustellen. Die Behauptung „ich träume“ ist demnach ein Selbstwiderspruch, ähnlich wie: „ich stelle hiermit fest, dass ich tot bin“.

Die Frage „Wach' ich oder träum' ich?“ stellt also vor die Wahl zwischen einer (performativen) Tautologie und einer (performativen) Kontradiktion (vgl. Bernhard 2005). Die Frage entpuppt sich somit als Scheinfrage, d. h. sie ist nicht *unbeantwortbar*, sondern *unstellbar*.

## 2 Klartraum und Skeptizismus

Wenn Malcolm es für ausgeschlossen hält, im Traum Feststellungen zu treffen, dann erklärt er damit auch Klarträume für unmöglich. Die Leugnung von Klarträumen mag Menschen, die schon einmal einen solchen hatten, so absurd erscheinen wie die Behauptung, es gäbe keine Zahnschmerzen (vorausgesetzt, sie hatten schon einmal welche). Subjektive phänomenale Evidenz ist allerdings ein schwaches Argument, schließlich

sieht man eine Fata Morgana auch dann, wenn man weiß, dass es eine solche ist. Die Sprachanalyse tangiert ja auch gar nicht die Frage nach der Möglichkeit bestimmter Eindrücke, sondern deren Interpretationen. Deshalb läge ein Vergleich zu Phantomschmerzen näher, da es solche Schmerzen insofern tatsächlich nicht gibt, als Glieder, die nicht existieren, auch nicht schmerzen können; und doch gibt es Schmerzen, die sich so anfühlen, als kämen sie von solchen Gliedern. Der Vergleich mit Phantomschmerzen ist allerdings auch im Hinblick darauf instruktiv, dass sich ihre genaue Bestimmung erst im Laufe des 20. Jahrhunderts herausbildete. So sind die empirischen Befunde, welche für die Existenz von Klarträumen sprechen, relativ jung (zu neueren physiologischen Erklärungen vgl. Metzinger, Hobson 2009). Das bislang beste Verifikationsverfahren ist das in den 1970er Jahren – also lange nach Malcolms Analyse – entwickelte „signal-verifying“, bei dem sich ein Proband mittels Augenbewegungen aus dem Klartraum (bzw. aus einem nach Messdatenlage zu konstatierenden Schlafzustand) heraus der Außenwelt mitteilt (vgl. LaBerge 1985, 69 f.). Die allgemeine Anerkennung solcher Experimente müsste unmittelbar zu einer Bedeutungsänderung bestimmter Begriffe führen (bzw. zur Verwerfung der damit einhergehenden impliziten Theorie). Derartige Revisionen sind in der Geschichte immer wieder vorgekommen, die wenigsten haben sich im verwendeten Vokabular niederschlagen. So reden wir weiterhin vom „Sonnenuntergang“, obwohl wir längst nicht mehr dem ptolemäischen Weltbild anhängen, und mit „Atom“ bezeichnen wir heute etwas Teilbares.

Solche Bedeutungsänderungen betreffen immer ein ganzes Begriffsfeld, involvieren also eine ganze Reihe von untereinander zusammenhängenden (d. h. in einem Implikationszusammenhang stehenden) Begriffen. Im vorliegenden Fall wären davon in erster Linie die Begriffe Traum, Schlaf, Wachheit und Bewusstsein betroffen, es würde aber freilich noch weitere Kreise ziehen. In der Folge dürfte „ich bin wach“ nicht mehr als tautologisch und „ich träume“ nicht mehr als kontradiktorisch aufzufassen sein, sondern beide Aussagen als kontingent, so dass in der Frage „Wach’ ich oder träum’ ich?“ das Oder einschließende statt ausschließende Bedeutung besäße. Da kontingente Aussagen Erfahrungstatsachen bezeichnen, können sie auch falsch sein, was in diesem Kontext bedeutet, dass man sich bei der Konstatierung von Luzidität im Einzelfall auch irren können muss. Ein solcher Irrtum kann aber nur bedeuten, dass man lediglich träumt, klarzuträumen! In der Tat läuft Malcolms These eben darauf hinaus, *alle* Klarträume als gewöhnliche Träume mit diesem Inhalt anzusehen (vergleichbar mit anderen Traumtypen, z. B. Flugträumen). Aber auch bei Anerkennung echter Klarträume muss diese Möglichkeit in jedem einzelnen Fall grundsätzlich eingeräumt werden. Demnach lässt sich die Gretchenfrage des Traumargumentes quasi eine Stufe tiefer noch einmal stellen und auf gleiche Weise ausdifferenzieren:

	Vergangenheit	Gegenwart
3. Person	(I) Klarträumte sie oder träumte sie, klarzuträumen?	(II) Klarträumt sie oder träumt sie, klarzuträumen?
1. Person	(III) Klarträumte ich oder träumte ich, klarzuträumen?	(IV) Klarträume ich oder träume ich, klarzuträumen?

Für jede der Fragen (I) bis (IV) ist eine Szene im Schlaflabor vorstellbar, in der beide jeweils mögliche Antworten gegeben werden könnten. Ein Beispiel für (I) wäre: *Person A: „Ich habe meinen Klartraum heute Nacht durch Augenbewegungen mitgeteilt.“ Person B: „Es wurde nichts aufgezeichnet, du hast geträumt.“* (oder aber: *Eine Versuchsperson bestätigt, das aufgezeichnete Augensignal im Klartraum gegeben zu haben*). Ein Beispiel für (II) wäre: *Person A schläft und bewegt die Augen auf verabredete Weise, aufgewacht bestätigt*

*sie, dieses Signal im Klartraum willentlich gegeben zu haben (oder aber: sie kann sich nicht daran erinnern, ein solches Signal gegeben zu haben), für (III): Aufgewacht lässt man sich bestätigen, dass die im Klartraum verabredungsgemäß gemachten Augenbewegungen gesehen wurden (oder aber: nicht gesehen wurden) und für (IV): Man tut Dinge, die normalerweise unmöglich wären, oder genauer (und das ist das Problem, vor dem schon Descartes stand): Dinge, von denen man (in diesem Moment) glaubt, dass sie unmöglich sind.*

Es gilt auch festzuhalten, dass wie bei den Fragen (1) bis (4) eine Verifikation der Antworten auf (I) bis (IV) nur im Nachhinein und via Kommunikation (hier: dem Informationsaustausch zwischen dem erwachten Probanden und einer Kontrollperson) möglich ist. Die in den Fragen (I) bis (IV) entfaltete Klartraumproblematik scheint demnach auf eine konsensualistische Wahrheitskonzeption angewiesen zu sein bzw. einen triftigen Grund für deren Anerkennung zu liefern (zumal gerade in diesem Problemfeld die Unzulänglichkeit von korrespondenz- und kohärenztheoretischen Ansätzen besonders deutlich wird). Sie könnte aber auch zur Erhellung der Konsenstheorie beitragen. Dazu ist darauf hinzuweisen, dass die experimentell kontrollierte Kommunikation zwischen Klarträumern und der Außenwelt mittlerweile ein Niveau erreicht hat (vgl. Fenwick et al. 1984; Strelen 2006), das auch eine Kommunikation zwischen Klarträumern untereinander prinzipiell möglich (d. h. technisch machbar) erscheinen lässt. Die sich daran anschließende Frage, ob ein Klarträumer eine Verifikationsinstanz für den Klartraum eines Anderen bilden kann, ist m. E. zu verneinen, aus dem Grund, dass eine ideale Kommunikationsgemeinschaft (eine konsensualistische Wahrheitsbedingung) nicht nur eine gemeinsame Sprache, sondern auch – was damit zusammenhängt – eine gemeinsame (phänomenale) Welt voraussetzt. Und ganz richtig bemerkte bereits Heraklit: „Die Wachenden haben eine einzige und gemeinsame Welt, doch im Schlummer wendet sich jeder von dieser ab in seine eigene“ (DK I 171, Frag. B89). Diese gemeinsame Welt ist sowohl ein (vorläufiges) Ergebnis des Wahrheitsdiskurses als auch eine letzte Instanz für geltend gemachte Wahrheitsansprüche. Das Wachleben besitzt im Hinblick auf die Wahrheitsfähigkeit somit eine privilegierte Position. Daraus lässt sich allerdings keine Fähigkeit zu erhöhter Selbsterkenntnis ableiten. Das Traumargument bleibt davon also unberührt, es ist sogar ohne weiteres auf Klarträume anzuwenden, wie die ausführlicheren Formulierungen von (4): „Bin ich wach oder träume ich, wach zu sein?“ und (IV): „Bin ich wach im Traum oder träume ich, im Traum wach zu sein?“ offenbaren. Die für Klarträume oft konstatierte „Überwachtheit“ bedeutet also ebenfalls keine epistemische Sonderstellung.

Da Klarträume meist aus gewöhnlichen Träumen entstehen, sollte man sich in diesem Kontext vergegenwärtigen, welche für Wissen relevante Komponenten dort schon vorhanden sind und wie diese sich dann modifizieren. In gewöhnlichen Träumen hat man Gedanken, propositionale Einstellungen und Wahrnehmungen, die zu einem phänomenalen Erleben führen. Hierbei ist freilich zu beachten, dass diese Wahrnehmungen keinen Gehalt im informationstheoretischen Sinne besitzen (vgl. Bernhard 2008). Auch die Erlebnisse des Traums unterscheiden sich von denen des Wachlebens. So können Träume z. B. keine Traumata auslösen, werden in manchen Fällen jedoch zu deren Bewältigung herangezogen. Vor allem in der frühen Kindheit kommt es vor, dass traumatische Erlebnisse im Nachhinein als Träume angesehen werden. Der Übergang von einem gewöhnlichen Traum zu einem Klartraum führt zu der Erkenntnis, dass die aktuelle phänomenale Welt von der physikalischen verschieden ist. Man wird sich also des Scheins der aktuellen phänomenalen Welt bewusst. Dieses Wissen in seiner speziellen Form ist in diesem Moment neu. Darüber hinaus ermöglichen Klarträume aber keinen Wissenszuwachs. Zwar kann man sich in Klarträumen in bestimmte Situationen versetzen und dadurch Reaktionsweisen, Bewegungsabläufe u. ä. einstudieren. Diese Übungen gleichen aber eher einem intensiven Durchdenken oder -spielen einer Sache, als einer echten Simulation, denn nur die physikalische Welt (oder ein echter Simulator) kann einem die Falschheit aufzeigen, die man bislang für richtig hielt. Es ist dieses Feed-

back, auf dem Lerneffekte beim gewöhnlichen Training beruhen und von denen man im Klartraum entkoppelt ist. Immerhin spricht vieles dafür, dass einem im (luziden) Traum das eigene Wissen besser verfügbar ist als im Wachzustand. Deshalb weiß man im (luziden) Traum vielleicht auch mehr als einem bewusst ist (z. B. wie man eine Münze zu werfen hat, so dass sie in einem Topf landet; vgl. Erlacher, Schredl 2010).

### 3 Klarträume als erkannter Schein

Von Friedrich Nietzsche stammt die Konzeption einer epistemologisch vermittelten Kunsttheorie, in der Klarträume eine zentrale Rolle spielen. Anmerkungen dazu finden sich in allen Schaffensperioden des Philosophen. Ihren Ausgang nimmt diese Theorie bei der Feststellung, dass Träume als Botschaften der Götter und Ursprung der Künste zunächst positiv konnotiert waren. Diese Sichtweise änderte sich laut Nietzsche grundlegend mit Sokrates, der die Wahrheit, die er als zweifelsfrei erkanntes Sein betrachtete, zum Ziel der Philosophie und damit die Entlarvung jeglichen Scheins zu ihrer vorrangigen Aufgabe erklärte. Unter diesem Paradigma bilden Träume Musterbeispiele für unmittelbar nicht erkannten Schein und somit einen Grund zur epistemischen Beunruhigung. Die Abqualifizierung des Scheins führte auch zu einer Geringschätzung der bildenden Kunst, die nun als ein Ab- bzw. Trugbilder produzierendes Gewerbe angesehen wurde und etwa bei Platon folgerichtig aus den Gemeinwesen verbannt werden sollte. Nietzsche dagegen erklärt als Umwerter aller Werte: „Wir haben die Kunst, damit wir nicht an der Wahrheit zu Grunde gehn“ (Nietzsche 1980: XIII, 500). Und die Idee zu einer solcherart unwahren Kunst besitze der Mensch seit jeher durch „die Bilderwelt des Traumes, deren Vollkommenheit ohne jeden Zusammenhang mit der intellektuellen Höhe oder künstlerischen Bildung des Einzelnen“ (Nietzsche 1980: I, 30) sei. Dementsprechend werde der Traum in der griechischen Antike als eine jener „künstlerische[n] Mächte betrachtet, die aus der Natur selbst, *ohne Vermittlung des menschlichen Künstlers*, hervorbrechen, und in denen sich ihre Kunsttriebe zunächst und auf directem Wege befriedigen“ (Nietzsche 1980: I, 30), so dass Nietzsche im Anschluss daran zur Feststellung gelangt: „Der schöne Schein der Traumwelten, in deren Erzeugung jeder Mensch voller Künstler ist, ist die Voraussetzung aller bildenden Kunst“ (Nietzsche 1980: I, 26). Die Auffassung von Kunst als einer durch Träume vermittelten Gegenwelt findet sich zwar schon in der Romantik. So bezeichnete z. B. Novalis den Traum als „eine Schutzwehr gegen die Regelmäßigkeit und Gewöhnlichkeit des Lebens“ (Novalis 1820: 13; vgl. Béguin 1972). Nietzsche geht jedoch einen Schritt weiter, indem er bemerkt, dass die wesentliche Eigenschaft der Kunst, nämlich Schein zu sein, der als solcher erkannt wird, auch ihrer prototypischen Naturform, dem Traum, zukommen müsse. Damit lenkt Nietzsche die Aufmerksamkeit auf den Umstand, dass die Konstatierung der eigenen Luzidität nicht nur eine Kenntnis über den eigenen Status, sondern auch über den Status des momentan Wahrgenommenen beinhaltet, d. h. dass die Feststellung „ich klarträume gerade“ impliziert „ich bin mir des Scheins meiner phänomenalen Umgebung bewusst“. Und es sind damit die Klarträume, die er am Beginn aller Kunstentwicklung sieht. Erst diese These macht es ihm möglich, einen festen Zusammenhang zwischen Traum und Kunst zu sehen und zugleich die auf vordergründig schlechten Träumen basierende Tragödie zur höchsten Kunstform zu erklären,

„denn er [der Träumer] lebt und leidet mit in diesen Szenen – und doch auch nicht ohne jene flüchtige Empfindung des Scheins; und vielleicht erinnert sich Mancher, gleich mir, in den Gefährlichkeiten und Schrecken des Traumes sich mitunter ermuthigend und mit Erfolg zugerufen zu haben: ‚Es ist ein Traum! Ich will ihn weiter träumen!‘“ (Nietzsche 1980: I, 27).<sup>5</sup>



Damit wird jedoch nicht die den Menschen auszeichnende Eigenschaft des Kunstschaffens auf ein sehr seltenes Phänomen zurückgeführt; im Gegenteil erklärt Nietzsche, dass jeder Traum mit einem gewissen Grad an Luzidität einhergeht, wenn er bemerkt:

„Bei dem höchsten Leben dieser Traumwirklichkeit haben wir doch noch<sup>6</sup> die durchschimmernde Empfindung ihres *Scheins*: wenigstens ist dies meine Erfahrung, für deren Häufigkeit, ja Normalität, ich manches Zeugnis und die Aussprüche der Dichter beizubringen hätte“ (Nietzsche 1980: I, 26)<sup>7</sup>

Für Nietzsche ist der Klartraum aber nicht nur der Normalfall des Traums, sondern auch das Vorbild für das Wachleben. So stellt er in der *Fröhlichen Wissenschaft* unter der Überschrift „Das Bewusstsein vom Scheine“ fest: „ich bin jetzt mitten in diesem Traume erwacht, aber nur zum Bewusstsein, dass ich eben träume und dass ich weiterträumen muss, um nicht zu Grunde zu gehen“ (Nietzsche 1980: III, 417). Hierin scheint er sich einig mit Wittgenstein, der in einem Brief an Paul Engelmann bemerkt: „*Unser* Leben ist wie ein Traum. In den besseren Stunden aber wachen wir so weit auf, daß wir erkennen, daß wir träumen“ (Wittgenstein 1917).

### Literaturverzeichnis

Baillet, Adrien (2006): *Das Leben des René Descartes*, übers. u. hg. v. Frank Schweizer, Kitab-Verlag: Klagenfurt und Wien.

Béguin, Albert (1972): *Traumwelt und Romantik*, Francke: Bern und München.

Bernhard, Peter (2005): „Luzide Träume und analytische Philosophie“, in: *Zeitschrift für Anomalistik* 5, S. 163–177.

Bernhard, Peter (2008): „Aisthesis“, in: Eckart Liebau, Jörg Zirfas (Hg.), *Die Sinne und die Künste. Perspektiven ästhetischer Bildung*, transcript: Bielefeld, S. 19–33.

Descartes, René (1986): *Meditationen über die Erste Philosophie*, Reclam: Stuttgart.

Erlacher, Daniel, Schredl, Michael (2010): „Practicing a Motor Task in a Lucid Dream enhances subsequent Performance: A Pilot Study“, in: *The Sport Psychologist* 24 (2), S. 157–167.

Fenwick, Peter, Schatzmann, Morton, Worsley, Alan, Adams, Joan, Stone, Sonya, Backer, Anne (1984): „Lucid Dreaming: Correspondence between dreamed and actual events in one subject during REM sleep“, in: *Biological Psychology* 18, S. 243–252.

LaBerge, Stephen (1985): *Lucid Dreaming*, Tarcher: Los Angeles.

LaBerge, Stephen, Gackenbach, Jayne (2000): „Lucid Dreaming“, in: Etzel Cardeña et al. (Hg.): *Varieties of anomalous experience: Examining the scientific evidence*, American Psychological Association: Washington, S. 151–182.

Mach, Ernst (1911): *Die Analyse der Empfindungen und das Verhältnis des Physischen zum Psychischen*, 6. verm. Aufl., Gustav Fischer: Jena.

Metzinger, Thomas (1999): *Subjekt und Selbstmodell. Die Perspektivität phänomenalen Bewußtseins vor dem Hintergrund einer naturalistischen Theorie mentaler Repräsentation*, 2. Aufl., mentis: Paderborn.

Metzinger, Thomas, Hobson, Allan (2009): „A Conversation with Allan Hobson“, in: Metzinger, Thomas: *The Ego Tunnel. The Science of the Mind and the Myth of the Self*, Basic Books: New York, S. 149–161.

Nietzsche, Friedrich (1980): *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden*, hg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari; Bd. I: *Die Geburt der Tragödie u. a.*; Bd. III: *Morgenröte, Idyllen aus Messina, Die fröhliche Wissenschaft*; Bd. XIII: *Nachgelassene Fragmente 1887–1889*, Walter de Gruyter: Berlin.

Novalis (1820): *Schriften*, hg. v. Ludwig Tieck und Friedrich Schlegel, 1. Theil: Heinrich von Ofterdingen, Carl Armbruster: Wien.

Platon (1958): Sämtliche Werke, Bd. 4: Phaidros, Parmenides, Theaitetos, Sophistes; übers. v. Friedrich Schleiermacher, Rowohlt: Hamburg.

Strelen, Oliver (2006): Akustisch evozierte Potentiale bei luziden Träumen – eine Untersuchung über diskriminierendes Wahrnehmen und selektives Beantworten von Tönen in REM-Schlaf, Dissertationsschrift, Johannes Gutenberg-Universität Mainz.

Tholey, Paul (1985): „Haben Traumgestalten ein eigenes Bewußtsein? Eine experimentell-phänomenologische Klartraumstudie“, in: Gestalt Theory 7, S. 29–46.

Wittgenstein, Ludwig (1917): Brief an Paul Engelmann vom 9.4., in: Paul Engelmann: Letters from Ludwig Wittgenstein. With a Memoir, Basil Blackwell: Oxford 1967, S. 6.

Wittgenstein, Ludwig (1977): Über Gewißheit, Suhrkamp: Frankfurt a. M.

---

(Endnotes)

- 1 Descartes' These, Klarträume dienen der Deutung vorhergehender (nicht luzider) Träume, steht in Einklang mit der Position Paul Tholeys, der die „Klarheit über den Sinn des Traums“ als ein (nicht notwendiges) Merkmal von Luzidität betrachtet (Tholey 1985, 29). Einen Überblick über die verschiedenen existierenden Merkmalskataloge für Klarträume geben LaBerge, Gackenbach 2000.
- 2 Auch die ältere Schule des Empirio-kritizismus, die in der Konstitutionsphase der Analytischen Philosophie eine wichtige Rolle spielte, lehnt die Frage nach Traum oder Wirklichkeit ab, allerdings mit umgekehrten Vorzeichen. So schreibt Ernst Mach: „Ebenso hat die oft gestellte Frage, ob die Welt wirklich ist oder ob wir sie bloß träumen, gar keinen wissenschaftlichen Sinn. Auch der wüteste Traum ist eine Tatsache, so gut als jede andere. Wären unsere Träume regelmäßiger, zusammenhängender, stabiler, so wären sie für uns auch praktisch wichtiger. Beim Erwachen bereichern sich die Beziehungen der Elemente [= der Sinnesempfindungen] gegenüber jenen des Traumes. Wir erkennen den Traum als solchen. Bei dem umgekehrten Prozeß verengert sich das psychische Gesichtsfeld; es fehlt der Gegensatz meist vollständig. Wo kein Gegensatz besteht, ist die Unterscheidung von Traum und Wachen, Schein und Wirklichkeit ganz müßig und wertlos“ (Mach 1911, 9). Da der von Mach geforderte Zusammenhang bei guten Klarträumern gewährleistet ist, könnte es m. E. lohnenswert sein, empirio-kritizistische Theoriestücke für die aktuelle Klartraumforschung wiederzuentdecken.
- 3 Die Dritte-Person-Perspektive soll hier beschränkt werden auf natürliche Personen, d. h. Tiere, Artefakte oder was man sonst noch als Traumsujet in Erwägung ziehen könnte, werden nicht berücksichtigt.
- 4 „Wachen“ wird hier der Übersicht halber in seiner alten Bedeutung von „wach sein“ verwendet.
- 5 Das Luzidität voraussetzende Weiterträumenwollen thematisiert bereits Descartes, der in seinen *Meditationen* bemerkt: „Wenn ein Gefangener, der etwa im Traum eine eingebildete Freiheit genoss, nachher zu argwöhnen beginnt, dass er schläft, fürchtet er das Erwachen und unterstützt die angenehmen Truggebilde, um die Täuschung länger aufrecht zu halten“ (Descartes 1986: 75).
- 6 Fatalerweise steht in manchen Ausgaben (etwa der des Insel Verlages) an dieser Stelle statt des „noch“ ein „nicht“.
- 7 Auch Tholey konstatiert: „der Gedanke, daß man träumt, tritt verhältnismäßig häufig auf“, allerdings „ohne daß es hierbei zu einer wesentlichen Änderung des Traumlebens kommt“ (Tholey 1985: 30), weshalb die Zustandsklarheit allein für ihn noch keine hinreichende Bedingung für einen Klartraum bildet.

### Zum Autor

PD Dr. Peter Bernhard, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Philosophie der Universität Erlangen-Nürnberg, Bismarckstraße 1, 91054 Erlangen

Kontakt: [Peter.Bernhard@sophie.phil.uni-erlangen.de](mailto:Peter.Bernhard@sophie.phil.uni-erlangen.de)